Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 52 (1947-1948)
Heft: 1

Artikel: Ferienbrief über eine Fahrt ins Bayerland [Teil 2]
Autor: Stucki, Helene
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-315270

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ferienbrief über eine Fahrt ins Bayerland

Helene Stucki, Bern

Eingeladene Kinder aus der amerikanischen Zone kommen in die Schweiz (Fortsetzung)

Von den *Kindern* muß ich Dir, die Du eine so unentwegte Freundin aller Kleinen bist, noch schnell etwas erzählen. Was mir vor allem auffiel:

Sie sind gewohnt, daß mit ihnen geschieht, gewohnt zu gehorchen, zu tun, was der Erwachsene sagt, ohne sich eigene Gedanken zu machen oder irgendwie eigene Initiative zu entwickeln. Sie nehmen gerne Tee oder Brotschnitten, wenn es ihnen angeboten wird, fragen aber selten darum. Sie legen sich sofort hin auf die Bänke oder auf den harten Boden und lassen sich zudecken, fast könnte man sagen, sie schlafen auch auf Befehl ein. Sie lassen sich in Buchs ausziehen, höckeln in ihre grauen Decken eingehüllt da, bis der Arzt sie ruft und einen Abstrich macht, lassen sich duschen, abreiben, einsalben, die Haare waschen und kämmen, zum Essen führen. Die Kinder haben es auch ohne Zwischenbemerkung über sich ergehen lassen, daß, entgegen einem gegebenen Wort, in Zürich die ganze Gesellschaft samt Gepäck nochmals umsteigen mußte, und erst, als wir uns schon der Stadt Bern näherten, fragte mich ein kleines Mädchen, das bis dahin auffallend schweigsam gewesen war: « Schwester, wenn dann in Bern die Tante am Bahnhof steht, darf ich dann wirklich mit ihr gehen? »

Zwischenhinein muß ich doch rasch berichten, was die Frauen von *Buchs* seit zwei Jahren in ihrem Auffanglager leisten. Fast jede Woche einmal werden sie zum Dienst aufgerufen, die Frauen aus der nähern und weitern Umgebung, bis nach Liechtenstein hinein. Manche müssen am Morgen einen weiten Weg per Rad oder zu Fuß zurücklegen, um nur auf die nächste Station zu gelangen. Es sind Arzt- und Pfarrfrauen dabei, aber auch ganz einfache Familienmütter, alte Großmütter und viele junge Mädchen. Sie alle, etwa 65 bis 70, tun ihren Dienst freiwillig und ohne Entgelt, opfern Zeit und Kraft und verdienen wirklich einmal ein öffentliches Lob. Wunderbar, wie auch hier der Apparat spielt und doch so viel mütterlich Warmes mitschwingt.

Um auf das Problem der Wunschkinder zurückzukommen: Natürlich wäre es ganz falsch, wenn das Rote Kreuz das Schwergewicht auf diese Eingeladenen-Züge verlegen würde. Das kommt auch gar nicht in Frage. Aber wenn, wie vorgesehen, im Herbst noch ein Transport aus der britischen Zone kommt, und wenn später die Kinder aus der amerikanischen und französischen Zone den normalen Kinderzügen angeschlossen werden, können wir uns nur darüber freuen.

Jedenfalls aber müssen auch die andern, die Kinder des Volkes, die keine Oma und keinen Götti in der Schweiz haben, zu uns kommen dürfen. Das ist uns zur verpflichtenden Klarheit geworden, in der einzigen Stadt, die wir auf dieser Reise besichtigen konnten, der ersten Ruinenstadt, die ich im Leben sah: in *Nürnberg*. Ich weiß nicht, soll ich es bedauern, soll ich froh darüber sein, daß ich das Nürnberg eines Albrecht Dürer und Hans Sachs, eines Peter Vischer, Adam Kraft und Veit Stoß, das Nürnberg der Steinbildnerei und Holzschnitzkunst nie mit eigenen Augen gesehen habe. Vielleicht wäre der Schmerz über alles, was da — im März 1945 erst — dem Bombardement zum Opfer fiel, noch größer gewesen, wenn die erinnernde Phantasie wieder hätte zusammenfügen können, was in jämmerlicher Isolierung sich dem Auge darbot. Du kennst die Ruinenstädte

aus Beschreibungen und Bildern. Meine Begleiterinnen fanden, es sähe an andern Orten, im Hamburg z. B., auch in Budapest und Berlin, noch schlimmer aus. Aber ich war einfach erschüttert. Ich mußte an die Stelle in Rilkes « Malte Maurids Brigge » denken, wo er von den Häusern redet, die nicht mehr da waren, die man abgebrochen hatte von oben bis unten, und wo er dann von der letzten Mauer sagt: « Man sah ihre Innenseite, man sah in den verschiedenen Stockwerken Zimmerwände, an denen noch die Tapeten klebten, da und dort den Ansatz des Fußbodens oder der Decke. » Aber wenn Rilke beifügt, das zähe Leben im Hause hätte sich nicht zertreten lassen, so stimmt der Vergleich mit Nürnberg nicht mehr. Die Altstadt ist zertreten. Wenn auch da und dort noch ein Kirchenportal, ein Brunnen, ein Erkerlein, ein hübscher Verbindungsbogen von der alten Herrlichkeit zeugt, wenn der entzückende Chor der Sebaldus-Kirche noch gleichsam im leeren Raume schwebt, die Burg einen massiven Turm aufbewahrt hat, wenn irgendwo Tische und Stühle einer kleinen Gartenwirtschaft zum Ruhen einladen, wenn der Blick zufällig ein gepflegtes Gemüsegärtlein erhascht oder auf zwei Kinder fällt, die Hand in Hand durch die Trümmer schreiten: das alte Nürnberg ist nicht mehr, und das spärliche neue Leben — man hat merkwürdigerweise mit dem Wiederaufbau der Burg begonnen, wo es doch an menschlichen Wohnstätten so furchtbar fehlt — vermag nicht zu überzeugen. « Ohne die Frauen kein Neuaufbau! » stand da und dort im Zusammenhang mit Wahlpropaganda auf jämmerlichen Mauerresten zu lesen. Ob und wie und wann mit den Frauen ein Neuaufbau möglich sein wird, fragte sich mein Feministinnenherz mit banger Sorge.

Ein armer Kerl trat aus seiner schäbigen Bude mit ein paar Postkarten aus alter Zeit, und als er unsere Bereitschaft sah, mit Zigaretten zu bezahlen, bot er uns gleich zwei hübsche Alben an, das eine mit Photographien von Nürnberg, das andere mit solchen von München, die ganze verschwundene Herrlichkeit für ein Päckli Parisiennes. Nun kann ich also im Bilde die Sehenswürdigkeiten Nürnbergs sehen: das Toppler-Haus mit seinem Treppengiebel, den wundervollen Hof des Peller-Hauses, den Wasserturm mit dem Henkersteg, den Chor der St.-Lorenz-Kirche mit dem zauberhaft feinen « Englischen Gruß » von Veit Stoß und dem Sakramentshäuslein von Adam Kraft. Was edelster Menschengeist, was geschickte Menschenhand in jahrzehntelanger Arbeit geschafft, was liebevolle Pietät durch die Jahrhunderte hindurch mit Sorgfalt bewahrt und gepflegt haben, es ist der modernen Vernichtungstechnik in wenigen Stunden zum Opfer gefallen. Stehen geblieben ist — wir sahen es flüchtig von der Bahn aus — das Hauptquartier des Nationalsozialismus, ein weißes Prunkgebäude. Es ist schwer, daran nicht pessimistische Betrachtungen zu knüpfen. Wo all die Menschen heute wohnen, die vordem Nürnbergs Altstadt bevölkerten, ist mir trotz allen Fragens ein Rätsel geblieben. Viele Leichen sind wohl aus Schutt und Trümmern noch gar nicht hervorgeholt worden. Der neuere Stadtteil, in den wir mit der Straßenbahn hinausfuhren, sieht besser aus und muß wohl die Überlebenden beherbergen. Ich kam im Tram mit ein paar Frauen ins Gespräch, fragte sie, was sie heute zu Mittag kochten. « Nix gekriegt, keine Kartoffeln, kein Gemüse, *alles vertrocknet in der Dürre*, also gibt's halt nix », sagte die eine. Und die andere erzählte, wie furchtbar gern sie eines ihrer schwer rachitischen Kinder in die Schweiz

schicken würde. Arme Frauen, arme Kinder! Einige wenige von vielen Tausenden. Immer wieder stieg es in mir auf: Wir müssen weiter für Freiplätze werben in unserem gesegneten Lande, wir müssen gegen den heute sich weit aufblähenden Gebe-Überdruß ankämpfen. Wenn man nur einmal eine Trümmerstadt mit Augen gesehen hat, so weiß man: Die Schweiz darf in ihrer Hilfstätigkeit nicht erlahmen. (Schluß folgt.)

FÜR DIE SCHULSTUBE

Versuche über Wasserleitung

Botanische Versuche und Beobachtungen

H. Schoch-Bodmer

Der Aufstieg des Wassers läßt sich am besten mit wässeriger *Eosinlösung* zeigen, die stark rot sein muß. Wenn man sich kein Eosinpulver beschaffen kann, so geht es auch mit roter Tinte. Ein genaues Rezept ist nicht notwendig; die einen Pflanzen ertragen starke Lösungen, andere verhalten sich empfindlicher. Sehr bekannt sind die Versuche mit *weißen Blüten* (Margeriten, Narzissen usw.), deren Stiele man etwa eine halbe Stunde in der Lösung stehen läßt, bis sich die Kronblätter deutlich rot färben. Die Geschwindigkeit des Saftsteigens hängt vor allem von der Luftfeuchtigkeit ab — bei trockener Luft ist die Verdunstung natürlich größer, und der Anstieg der Lösung erfolgt schneller.

Eosinlösung ist aber auch gut verwendbar, um das Saftsteigen in den *Gefäßen der Stengel* vorzuweisen. *Maisstengel* mit ihren zerstreut verteilten und verschiedene *zweikeimblättrige Pflanzen* mit den im Kreise angeordneten Gefäßbündeln bleiben einige Zeit in der Lösung stehen (möglichst viele Blätter an den Stengeln belassen!). Von den oberen Stengelteilen werden dann mit einer kleinen, scharfen Rasier-(Gillette)-Klinge, die in einem Korkzapfen als Halter befestigt ist, Querschnitte hergestellt und unter die Schüler verteilt. Ist die Lösung stark genug, dann lassen sich auf einer weißen Unterlage die wasserleitenden Holzteile der Gefäßbündel sehr gut erkennen. Auf Längsschnitten durch die gleichen Stengel erscheinen die Wasserleitungsbahnen als rote Streifen. Stehen *Kürbisstengel* zur Verfügung, so kann man auch die *einzelnen Gefäße* zeigen, die bei dieser Art besonders groß und ohne weiteres sichtbar sind, wenn die Schnitte gegen das Licht gehalten werden. Die Eosinlösung färbt die Wände der Gefäße deutlich rot; auch die Längsschnitte sind aufschlußreich. Als Beispiel einer Holzpflanze hat sich mir der *Holunder* bewährt; in ganz jungen, noch weichen Trieben ist ein Kranz von kleinen Gefäßbündeln, die sich bald zum Ringe schließen. Die stärker verholzten Teile muß man allerdings mit einem Rasier*messer* schneiden. An älteren *Eichenzweigen* läßt sich zeigen, daß der Saft nur in den äußeren Jahrringen aufsteigt. Bei der Eiche sind die Gefäße bekanntlich auch groß und von bloßem Auge sichtbar, im Gegensatz zum *Linden-* oder *Buchenholz*, das kleine, kaum erkennbare Gefäße besitzt.

Der einzige Schönheitsfehler dieser Versuche besteht darin, daß man die Eosinlösung nicht durch die Wurzeln aufnehmen lassen kann; es fände nämlich bei unverletzten Wurzeln eine Filtration des Farbstoffes durch die Zellwände statt. Ergänzend wäre zu erklären, daß in Wirklichkeit natürlich kein Farbstoff, sondern Wasser mit aufgelösten mineralischen Nährstoffen von den Wurzeln aufgenommen und durch die Gefäße zu den Blättern und Blüten geleitet wird, die fortgesetzt Verdunstungswasser an die Luft abgeben Daß nur der Holzkörper, nicht die Rinde eines Baumes für die Wasser-